Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

No. 191. E paar Dag zurück hot die Wedesweilern gesagt: „Seh Lizzie, ich hen gedenkt die Winter-Obende sin lang genug wie se sin; das Bißnes is arig kweit un do hen ich die Eidie gehabt, daß mer mehbie ebbes uffmache könnte, so mehbie en Kardklobb. Was denkst du dervon?" Ich hen gesagt: „Wedesweilern loß mich aus, in die letzte Zeit geht alles gege mich un wann ich so ebbes in die Händ nemme deht, wei dann deht schuhr alles rong gehn." Das is auch gar nit nöthig; hot die Wedesweilern gesagt, ich hen schon mit e paar Lehdies an die Stritt getahkt un ich denke mer kriege e ganz schönes Kraut beisamme. Do is for Instenz die Misses Appelstrudel, das is e arig feine Lehdie, wo mer noch ebbes von lerne kann; die duht nor die allerbeste Lengwitsch juhse un se duht auch ausgucke, daß Niemand annerschter in die Kraut en Mißteht mache duht. Dann is do die Missus Dintelsbacher un ei tell juh, das is e Pietsch. Se duht off Kohrs e wenig gern nach die Mennfohks gucke, awwer das is mit von unser Bißneß. Ich hen auch mit die Missus Gumbelsberger gesproche un die hot sich arig driwwer gefreut, daß mer zusamme komme wolle. Sie is auch e arig neise Frau, wenn se auch früher immer Trubel mit ihren Mann gehobt hot un mer hot auch gar nit ausfinne könne, wer for zu blehme war; awwer das is jetzt all iwwer un mer hört jetzt gar nicks mehr. Die Missus Gumbelsberger hot mich gesagt ich sollt auch nit die Missus Schmunzel vergesse zu frage. Schuhr Ding, hen ich gesagt, sell is ja e arig gute Freund von mich. Weißt du früher war'n die arig hart ab un se hen hardlie ihr Lewe mache könne. Do hen ich se oft ausgeholfe; alle Augeblick is die Missus komme un hot mich for e paar Dahler gestrocke, awwer das Widdergewwe, das hot se inteierlie vergesse. Well, es is ja ahlrecht un ich will auch nicks driwwer sage. Also du kannst sehn, daß ich nur feine Lehdies gefragt hen, wo mer nit eschehmt zu sein braucht. Willst du mit mache? „Well, hen ich gesagt, ich sin rettig zu scheune, wann ich nicks mit die Errehnschments zu duhn hen." Die Wedesweilern is damit sättisfeit gewese un hot gesagt, heut Obend wär die erschte Partie in ihren Haus un ich sollt schuhr nit fehle. Off Kohrs hot se gesagt, mer sin ganz unner uns, Meedercher un Mennfohks sin eckskluhdet. Es braucht niemand for Lonsch zu sorge bikahs dazu muß die Lehdie immer tende, in der ihr Haus die Partie is. Das hot mich förscht reht gefuhtet un ich hen gesagt, ich deht komme. Ich hen so bei mich gedenkt, o well, hen ich gedenkt, das scheint ja e ganz gemiethliches Kraut zu sein un do brauch ich auch nit viel Steil uffzuschohe. Ich hen for den Riesen auch mei gewöhnliches Dreß angezoge, off Kohrs klien un mitaus daß es verrisse war. Ich sin die erschte gewese, wo komme is un die Wedesweilern hot gesagt, das wär gut, bikahs da könnt ich sie noch e wenig helfe, es wär doch immer e latte Batter mit so ebbes verbunne. Well mer hen die Tehbels hingestellt un hen alles schön gesickst un wie mer durch mit ware, do sagt die Wedesweilern, jetzt wollt se sich schnell e wenig ufffickse, bikahs so deht se doch zu schlappig ausgucke. Es hot so ebaut e halwe Stund genomme, ei tell juh in die Zeit kann ich mich drei mol von Kopp zu Fuß dresse — un wie die Wedesweilern eraus komme is, do hen ich mich doch so geärgert, daß ich denke, ich sin ganz grien in mei Fehs geworde. Denke Se nur emol an, hot se doch e weiße silk Wehst angehabt un en ganz neue Schkört un ihr Haar hot se sich gefickst gehabt als wann se zu en Bahl gehn wollt. Wedesweilern hen ich gesagt, du bist mich e schöne; mich sagst du es sin lauter einfache Leut un läßt mich in mei Kallico Dreß'che komme un du duhst so en Steil an. Do hot se sich ecksjuhst un hot gesagt, ich wär'n allrecht, awwer sie müßt doch e wenig mehr duhn bekahs sie deht doch die Partie gewwe. Well, es is keine Zeit mehr gewese die Sach zu tschehnsche bikahs die Lehdies sin schon-komme. Die Wedesweilern hot mich zu se all introduhst un se sin recht neis zu mich gewese. Mer hen uns dann hingesetzt un mer hen das schöne geistreiche Gehm Piedro gespielt. Wisse Se, in Piedro do kann mich so leicht niemand biete un so is es denn auch komme daß ich alle Gehms gewonne hen. Die Wedesweilern hot das nit gegliche, bikahs se hot gesagt, es deht gucke als wann das en puttob Schapp wär. Well ich hen nicks drum gewwe. Später hen mer en schönz Lonsch gehabt un mer hen uns so von allerhand dummes Zeug unnerhalte un sin auch uff die Mennfohks zu tale komme. Do hätte Se awwer emol höre solle, wie die Lehdie iwwer die Männer hergezoge sin; wei das is e rehgeller Schehm gewese. Se hen gesagt, die Männer dehte all nicks tauge un e Frau deht en ganz verdollte Fuhl aus sich mache, wan se sich verheirathe deht. Ich hen for e ganze Weil zugehört mitaus e Wort zu sage, dann is mich awwer doch e Laus iwwer die Liwwer gelaufe un ich hen gesagt: „Lehdies, was Sie do sage das is alles Nonsens. E jede Frau hot ecksäcklie den Mann den se verdiene duht. Ich sin auch verheirath un ei tell juh, ich hen noch keine Minnit sarrie for gefühlt; mein Hosbend is en feiner Mann un en guter Mann, off Kohrs hot er seine Fahlts, awwer wer hot nit? Wann Sie so traurige Ecksperienzes mit Ihne Ihre Männer gemacht hen, dann fühl ich sarrie for Ihne, awwer mehbie es geschieht Ihne ganz recht. Ich sin schon for e Ehtsch verheirath, awwer wann ich heut noch emol e junges Mehdche von zwanzig Johr wär un der Philipp, was mein Hosbend is, deht zu mich komme un deht die Kwetschen pappe, dann deht ich ihn reiteweg noch emol heirathe. Ich hen von e Frau e arig schlechte Oppinjien, wo iwwer ihren Mann bei Strehnschers schimpfe duht; wann ich so ebbes mit mein Alte abzumache hen, dann hen ich en Taht mit ihn, wann ich ganz allein mit ihn sin, so wie mer uff deitsch sage duht „anter-nanur". Wie ich das gesagt gehabt hen, do hen ich mei Kloht angezoge un sin fort. Ich hen so gut gefühlt, wie alles un jetzt muß mich awwer auch der Philipp den Sielstin Jäcket kaufe, wo er mich schon so lang zurück geprammißt hot.

Mit beste Riegahrds

Lizzie Hanfstengel.

Am Rio Grande.

Der in Colorado den Bergen des Felsengebirges entspringende, Neu-Mexiko durchströmende, oberhalb El Paso in den Staat Texas eintretende Rio Grande del Norte, oder kürzer Rio Grande genannt, bildet bekanntlich langhin die Grenze zwischen Texas und Mexiko, und zwar vertragsmäßig. Aber in Folge seiner Launenhaftigkeit ist er eine sehr unbestimmte Grenze. Er hat ja keinen dauernden festen Stromlauf, sondern alle Jahre im Frühling nach der großen Schneeschmelze im Hochplateau von Neu-Mexiko verändert er seinen Lauf, indem er sich auf Meilen ein neues Flußbett aufwühlt.

Diese ewigen Grenzveränderungen suchte ein besonderer, im Jahre 1884 zwischen den Ver. Staaten und Mexiko abgeschlossener Vertrag, unschädlich zu machen, welcher bestimmt: die Launen des Rio Grande sollen keine Veränderung in der festgestellten Grenzlinie herbeiführen, sondern die Grenze soll nach wie vor dem alten Hauptfahrwasser folgen, wenn dieses auch völlig ausgetrocknet oder durch Ablagerungen aller Art versperrt ist.

Doch seit dem Abschluß jenes Vertrages ist der Rio Grande als Grenzfluß mit gesteigerter Launenhaftigkeit wahrhaft schöpferisch in Neubildungen geworden, die vom deutschen „Texas Banner" anschaulich so geschildert:

„Durch die im Flußbette des Rio Grande entstehenden Veränderungen hat sich eine ganz typische Art von Neubildungen herausgestellt, die sogenannten „Bancos", gewissermaßen Bänke oder Inseln von oft recht beträchtlichem Umfange, die unter der Jurisdiktion des Landes bleiben, von welchem sie durch die Strom-Veränderungen losgerissen worden sind. Solche „Inseln" giebt es jetzt nicht weniger als achtundfünfzig. Manche dieser „Inseln" oder Enclaven des einen Landes im anderen sind von Bürgern beider Nationen bewohnt, wodurch Controversen und Schwierigkeiten privaten und internationalen Charakters entstehen können und thatsächlich auch entstanden sind."

Ein anderer Vertrag, der jetzt dem Bundessenat vorliegt, sucht diese Schwierigkeiten durch folgende Bestimmungen zu heben: Die Grenzlinie zwischen beiden Ländern soll der Mitte des tiefsten Fahrwassers im Strome folgen, und alle Bancos, welche rechts von dieser Linie liegen, sollen zu Mexiko gehören, diejenigen der Bancos, die links von dieser Linie liegen, zu den Ver. Staaten. Doch sollen diejenigen Bancos, welche einen Flächengehalt von 250 Hektar und über 250 Einwohner haben, von dieser Bestimmung ausgenommen sein und für sie soll das alte Bett des Stromes die Grenze bilden. Dagegen soll sich die neue Bestimmung auch auf alle Bancos erstrecken, welche sich in Zukunft bilden werden; sie sind baldmöglichst nach ihrer Bildung zu vermessen und durch Grenzsteine zu bezeichnen. Diejenigen amerikanischen oder mexikanischen Bürger, welche durch die Bestimmungen dieses Vertrages auf das Gebiet des anderen Landes verwiesen werden, können entweder dort bleiben oder zu beliebiger Zeit von dort fortziehen, wohin es ihnen gefällt, und sie können ihr Eigenthum dort behalten oder nach freiem Ermessen verkaufen. Die, welche es vorziehen, zu bleiben, können nach Wunsch ihre bisherige Nationalität und ihre bisherigen Bürgerrechte beibehalten, oder die des Landes annehmen, an welches die in Frage kommende Banco übergegangen ist. Alles Privateigenthum auf den bezüglichen Bancos soll unverletzlich sein und ihre gegenwärtigen Eigenthümer oder deren Erben und Rechtsnachfolger sollen sich derselben Sicherheit ihrer Eigenthums-Rechte erfreuen, wie wenn es Bürgern des Landes gehörte, in dessen Grenzen es liegt.

Die kleine Rathgeberin.

Novelle von J. H. Rosny.

„Wahrhaftig!" rief Songeres, indem er sein Monokel fallen ließ, als eine entzückende junge Frau vorüberging, „sie ist zu verführerisch, um einem einzigen Manne anzugehören. . . . Dreimal tritt sie mir in den Weg, und jedes Mal hat sie eine andere Art von Schönheit aufzuweisen . . ., so verschieden, daß es mir jüngst schwer fiel, sie zu erkennen . . ."

„Ja," seufzte Jacques der Schweigsame, „das ist eines jener Wesen, an die man zu viel denkt. Sie machen schon durch ihre Gegenwart unglücklich; sie sind das unzugängliche Eden! Die Seele dieser Frau, theurer Freund, ist ebenso köstlich wie ihre körperliche Hülle . . . Sie wird stets nur ihren Mann, Philippe Vaubecourt, lieben . . . und außerdem verdient es dieser treffliche Mann auch, glücklich zu werden . . . besonders wenn man berücksichtigt, daß er an einem Juni-Morgen auf die Rathschläge eines kleinen Mädchens gehört hat."

* * *

Damals liebte Philippe eine seiner Cousinen, Claire C . . . Ich möchte nicht darauf schwören, daß es die große Liebe war, denn die große Liebe ist selten; viele kennen sie ihr ganzes Leben lang nicht, und eine Durchschnittsliebe ist immer noch ein Gefühl, das stark genug ist, um uns vor Freude schwärmen oder mit den Zähnen knirschen zu lassen. Die beiden jungen Leute hatten sich während des Winters verlobt, dann war Philippe als Gesandtschaftsattache nach dem Haag geschickt worden. Im Sommer fand der junge Mann seine Braut im Schloß des Hetres wieder, wo die ganze Familie versammelt war. Man setzte den Hochzeitstag fest, und Philippe hatte den Eindruck, als wäre Claire etwas zu kühl zu ihm. Er wurde unruhig, fragte seine Braut, erhielt aber keine rechte Antwort.

Eines Morgens, als er im Park spazieren ging, sah er durch eine Mauerbresche ein kleines Mädchen erscheinen. Er kannte sie von ungefähr, weil er sie mit Kindern auf den Rasenplätzen hatte herumlaufen sehen. Es war ein prächtig zerzaustes, kleines Geschöpf — mit einem Wald blendender Haare, unentwickelten Zügen, schönen Augen, das bei 13 Jahren noch nicht errathen ließ, ob es häßlich oder hübsch werden würde.

Sie lief auf Philippe zu und sagte zu ihm in herrischem Tone:

„Gewähren Sie mir eine Unterredung!"

„Mit Vergnügen!" versetzte Philippe und reichte ihr die Hand.

Er fühlte eine magere, aber formvollendete Hand wie einen Vogel in der seinen erheben. Das Kind warf ihm einen sanften, scheuen, kühnen und doch kecken Blick zu — die ganze Gefühlsskala, die nur ein Mädchenblick auszudrücken vermag, war darin enthalten.

„Mein Herr," sagte sie kühn, doch ihre Stimme zitterte, „Sie dürfen Ihre Cousine Claire nicht heirathen, sie liebt Sie nicht!"

Wenn man verliebt ist — und sei die Liebe auch noch so klein — so sind solche Douchen gräßlich. Philippe war sprachlos. Er wurde blaß, sein Herz bebte und seine Stimme zitterte, als er mit erzwungenem Lächeln fragte: „Woher wissen Sie das? — Und außerdem, mein Fräulein, in Ihrem Alter . . ." fuhr er in strengem Tone fort.

Doch sie unterbrach ihn lebhaft:

„Das ist nicht meine Schuld," rief sie traurig; „ich kann nichts für meinen Scharfsinn; ich errathe immer, ob die Leute lieben oder nicht! Und Ihre Cousine liebt jetzt Herrn Dasigny."

Er sah sie lange forschend an und fühlte, daß dieses Kind trotz seinem Scharfblick eine reine, naive Phantasie besaß.

„Und warum sagen Sie mir das?" fuhr er in sanfterem Tone fort.

„Weil ich Ihre Cousine von ganzem Herzen liebe und sie nicht unglücklich sehen möchte. Und wären Sie etwa glücklich?"

Es trat eine Pause ein. Philippe hielt mit Mühe seine Thränen zurück; er fühlte, daß das Glück seines Lebens verloren war. Endlich sprach er:

„Mein Kind, wenn Sie die Wahrheit gesprochen haben, werde ich Claire nicht heirathen!"

Seine Stimme versagte. Ein dumpfes Schluchzen zerriß ihm die Brust. Dann fühlte er, wie die dünnen Hände die seinen drückten, und ein kleiner, brennender Mund preßte sich auf seine Finger.

„Ach," rief das Kind mit entstelltem Gesicht, „ich habe Ihnen weh gethan . . . Ach, ich wollte, ich wäre groß und schön und Sie liebten mich! . . . Denn ich würde Sie lieben!"

Damit entfloh sie zwischen dem Moos und dem todten Laub.

* * *

Philippe bewegte sich vier Jahre lang in den Gesandtschaften und in fernen Ländern. Von seiner in die Brüche gegangenen Heirath her hatte er eine gewisse Melancholie zurückbehalten. Er bat nur selten um Urlaub und wollte weder Claire noch das Schloß des Hetres wiedersehen. An einem Junimorgen des Jahres 1897 schickte er aus reiner Laune von Konstantinopel in einem Kästchen aus Sandelholz eine große weiße Rose an ihre seltsame kleine Rathgeberin. Dann war er nacheinander in Petersburg, in Rom und entschloß sich endlich, einige Wochen des Winters 1898 in Paris zuzubringen.

Eines Abends sah er bei den Maillebache dieses junge Gesicht, das Sie eben so tief bewegt hat. Sie war die Königin der Saison. Im Theater wie in der Gesellschaft zitterten die Männer bei ihrem Erscheinen und fühlten sich mit ihrem Schicksal unzufrieden.

Sobald sie Philippe bemerkte, kam sie auf ihn zu und rief, als er sie entzückt und überrascht betrachtete:

„Wie? Sie erkennen mich nicht wieder?"

Er sah sie scharf an; eine dunkle Erinnerung stieg in ihm auf, über die er sich aber nicht klar werden konnte.

„Nein," rief er verwirrt, „ich erinnere mich nicht, Ihnen je begegnet zu sein!"

Sie begann zu lachen, ein Lachen, Songeres, das ebenso schön war, wie ihre himmlische Person, ein sanftes, silberhelles, einschmeichelndes Lachen, ein Lachen, das berauscht und zu Herzen geht.

„Wirklich," fuhr sie fort, „ja, lebt denn in mir gar nichts mehr von der kleinen Jacqueline, die Ihnen eines Tages so wehe that?"

Er wurde blaß, wankte und suchte mit der Hand einen Stuhl, um sich darauf zu stützen, so schwer legte sich die Aufregung auf seine Schultern. Und von diesem Augenblick an liebte er sie. Er liebte sie mit derselben leidenschaftlichen Gluth, mit der zwanzig andere sie liebten. Er fand die Welt nur noch schön, weil er sie liebte; wenn er den Duft einer Blume einathmete oder einen Sonnenaufgang betrachtete, erschienen ihm der köstliche Duft und das feenhafte Licht nur als Attribute der Heißgeliebten. Zuerst verhüllte ihm die Heftigkeit seiner Leidenschaft die Zukunft, doch er verfiel schnell in eine gräßliche Verzweiflung, er war überzeugt, sie liebe ihn nicht, und selbst, wenn sie ihn liebte, war sie viel zu reich für ihn.

* * *

Indessen wurde er von den Eltern Jacqueline's fast in die Familie aufgenommen.

Eines Nachmittags kam er bei Einbruch der Dunkelheit gerade in dem Augenblick, wo der Salon der Madame Bellaigue leer war. Jacqueline trat allein ein. Er sah sie an; seine Lippen zitterten, und er fühlte sich einer Ohnmacht nahe.

Sie näherte sich ihm schnell, ergriff die Hand des jungen Mannes, wie damals in dem so alten zerfallenen Park, und fragte mit leidenschaftlicher Stimme:

„Was ist Ihnen?"

Und als er schwieg, drückte sie fester mit ihren Händen.

„Sie müssen antworten, Sie müssen sprechen."

„Ich liebe Sie," stöhnte er, „und weiß, daß Sie mich nicht lieben können."

Da senkten sich zwei himmlische Lippen auf seine Hand, und sie rief: „Oh, ich liebe Sie, viel länger, als Sie mich lieben, ich liebe Sie, seit Sie mir die Rose geschickt haben!"

* * *

„Ja, so, mein lieber Freund," fügte Jacques der Schweigsame hinzu, „kann man sich das Glück erkaufen, wenn man zur rechten Zeit auf die Rathschläge eines kleinen Mädchens hört!"

Schutz für Wilde Thiere.

Die „Edinburgh Review" läßt einen Alarmschrei aus über das allmähliche Verschwinden der wilden Thiere, das nicht nur die passionirten Jäger auf Bestien, sondern auch Thierfreunde und Besucher der Zoologischen Gärten interessiren und zugleich betrüben dürfte. Nach dem genannten Blatte entvölkert sich der afrikanische Kontinent immer mehr von Löwen, Leoparden, Hyänen und Flußpferden. Aber auch die Giraffen und Zebras, deren Zucht sowieso sehr schwierig ist, stehen auf dem Aussterbe-Etat. Während man früher am Sambesi- und Oranje-Fluß ganze große Heerden des Rhinozeros antraf, ist die Zahl ifere Thiere heute so zusammengeschmolzen, daß im Zululand nur noch 25 Rhinozerosse leben, und daß jeder, der ein Exemplar davon tödtet, 7000 Mark Strafe zahlen muß. Südafrika, das früher als eine einzige große Menagerie unter freiem Himmel betrachtet werden konnte, weist heute fast gar keine wilden Thiere mehr auf. Alles ist von den Jägern niedergeknallt worden, und die Nimrode machen sich jetzt nach Ostafrika auf, wo noch ergiebige Jagdgründe anzutreffen sind. Damit nun dieser Strich des schwarzen Erdtheiles nicht ebenfalls entvölkert wird, fordert das englische Blatt nicht mit Unrecht einen energischen Schutz für die wilden Thiere.

Wieder ist ein Graf Moltke Chef des deutschen Generalstabes. Jetzt fragt sich's nur, ob dieser Moltke ein — Moltke ist.

* * *

Wenn nur diese Art der Friedensliebe, die durch Vorbereitungen für den Krieg sich äußert, nicht so kostspielig wäre.

* * *

Der Winter ist sich anscheinend noch nicht darüber klar, ob er's mit dem Kohlentrust oder mit dem Volke halten will.

Wie man trinken soll.

Essen und Trinken gehören zusammen. Wo gegessen wird, da wird auch getrunken, und es mag zahlreiche Leute geben, die ein ausgebiges, Anspruch auf Vollständigkeit erhebendes Mahl, sich nicht ohne Trunk denken können. Ein Eßkünstler, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Buch über die Eßkunst schrieb, hat auch die Trinkkunst nicht vergessen und ihr einen Anhang des Büchleins gewidmet. Er wirft zunächst die Frage auf, ob man überhaupt zum Essen trinken solle? und meint, daß ein Gläschen Wein zu einem Würstlein, einer Neunauge, etwas Kaviar oder einem Rebhühnchen sich von selbst verstünde. Er behauptet, daß ein Mensch, wie der Bauer Woldeck, der in seinem Leben niemals, auch als Kind keine Milch getrunken habe, eine „unmenschliche Abnormität" sei. Der Dichter Platen stellte als feststehend hin, daß er nur dadurch zu so hohem Alter gekommen sei, weil er niemals getrunken hätte, als bis er vollständig gesättigt war, und ein weiser Mann, Namens Lichtenberg, versichert, er habe sich niemals so wohl und gesund befunden, als seit er nicht mehr bei Tische getrunken habe. Von keiner Arznei habe er so schnelle und gute Wirkung verspürt.

Auch viele andere Autoritäten auf dem Gebiete der Kunst des Essens sind gegen das Trinken bei Tisch, oft aus dem einfachen Grunde, weil Jemand, der viel trinkt, verhältnißmäßig wenig essen kann. Außerdem gilt es für den richtigen erfahrenen Eßkünstler, wohl zu beherzigen, daß man den spezifischen Geschmack einer Speise reiner und bestimmter wahrnimmt, wenn man nicht dazu trinkt.

Dagegen räth ein anderer, scheinbar nicht minder erfahrener Eßkünstler, „daß solche Personen, welche durch das Trinken bei Tisch keine nachtheiligen Folgen spüren, wohl daran thun werden, sich des Trinkens nicht zu enthalten, denn der Genuß trockener, gewürzter und gesalzener Speisen verursacht Durst."

Daraus folgert der Küchengelehrte, daß der trinken solle, dem es schmeckt und bekommt, wobei aber niemals vergessen werden dürfe, daß beim Essen das Essen stets die Hauptsache bleibt.

Mit einem zarten Vergleich nennt der Eßkünstler des vorigen Jahrhunderts das Trinken „die poetische Verstärkung der Mahlzeit", und nimmt als die beste und gehaltvollste Verstärkung dieser Art den Wein an, nicht nur als den schönsten flüssigsten Gegensatz zum Fasten, sondern weil er überhaupt die edelste vegetabilische Masse darstellt, die es giebt.

Dem Grundsatz, beim Essen mäßig zu trinken, kommt außerdem noch die chemische Lehre zu Hilfe, daß trockene, spröde Körper niemals sich innig verbinden, weshalb schon in der Küche durch Säuren und Suppen für den Gegensatz des allzu festen gesorgt wird.

Ein Schriftsteller früherer Zeit erzählt in seinem Werk von einem Hypochonder, bei dem das sonderbarste war, daß er niemals trinken wollte. „Denn," so meinte dieser, „Wein ist zu hitzig und ungesund, Milch zu nahrhaft und macht Säure, das Bier hat unzählige Fehler und wird von Wasser gemacht, welches zu trinken ich große Bedenken trage. Das Regenwasser nimmt aus der Luft so viele Insekten und Unreinigkeiten mit, daß es nothwendig höchst schädlich wirken muß, das Quellwasser ist nichts anderes als auch Regenwasser, das sich in die Erde gezogen und dort vielleicht auch verunreinigt hat, das Flußwasser ist noch schmutziger, wenn man bedenkt, was alles da hineingeworfen wird, ist es zum ekeln, stillstehendes Wasser ist überdies voller Lebewesen. Seewasser ist salzig."

Geradezu empört spricht der Eßkünstler sich über Prießnitz in Gräfenberg aus, der seine Kurgäste „über Tisch mit Wasser füllt" und meint weiter, daß er Leute, die bei Tisch Wasser trinken, „niemals für tüchtige Eßkünstler halten wird." „Ein frisches Glas Wasser" — sagt er — „ein leeres Stück Papier".

Die Salernitanische Schule schildert die schlimmen Folgen des Wassertrinkens auf das eindringlichste, sie lehrt, daß dem faden Getränk alle erwärmende vortheilhafte Kraft fehle, daß es nichts von der ätherischen feurigen Eigenschaft des Weines besäße, welcher dem Wasser entschieden vorzuziehen sei.

Erasmus von Rotterdam, der große Gelehrte, trank, wie uns überliefert ist, gern ein „gut Glas Wein über Tisch" und hielt Wasser „schlimmer als die Pest". Schon der Homer'sche Achilles hatte so großen Abscheu vor dem Wasser, daß er lieber vor seinem verhaßten Todfeinde Hektor, als im Wasser sterben wollte.

Eine große Ueberraschung aber ist den „Leuten von heute" durch den Grundsatz des Küchengelehrten vorbehalten, der da lautet: „Das gemeinste nach dem Wasser ist Bier." Wahrscheinlich lag zu Zeiten dieses Mannes die Brautkunst noch im argen, sonst könnte der Eßkünstler kaum in so erregten Worten sich darüber ergehen, wenn er weiter sagt: „Man nannte es, wie man wahrscheinlich glaubte, poetisch, flüssiges Brod". In vielen Gegenden Deutschlands wird es sogar bei Tische getrunken. Die Grönländer trinken bekanntlich Fischthran.

Das sind Angelegenheiten des individuellen Geschmacks. Wie ein Mensch, der irgend eine Zunge hat, bei Tisch Bier trinken kann, ist ein Problem. Ich habe Thatsachen erlebt, bei deren Erinnerung mir die Haut schaudert. Ich sah, wie man während des Suppeessens Bier trank, wie man demselben zu Gänsebraten, gesottenem Rindfleisch, zu Gurkensalat zusprach, sogar zu Pasteten und Torten, zu Aepfeln, Dessert und Konfitüren . . . . Nun, das Biertrinken bei Tisch ist heute sowohl im Privathause als im Restaurant so verbreitet, daß der Eßkünstler vom Anfang des vorigen Jahrhunderts sich wundern würde, wenn er es sähe.

Ueber das Liqueurtrinken bei Tisch, wie er es „in Rußland gefunden", geht der Gelehrte schnell hinweg, indem er den Genuß desselben für „geschmackvernichtend" erklärt.

Dem Bischof, Punsch, Kardinal, Glühwein, Grog und der Bowle gesteht er nur zu Zeiten einige Berechtigung zu.

„Bei Tische," so sagt er, „sind sie nichts. Es wird doch kaum Jemand einfallen, diese Sachen so wenig wie Limonade oder Zuckerwasser bei Tisch zu trinken."

Man kommt also zu dem Schluß, daß das einzige richtige Tischgetränk der Wein ist, eine Wahrheit, die ja noch von der großen Mehrzahl aller Menschen unwiderlegt ist.

Aber er stellt auch das Gesetz auf: man kann wohl essen, ohne Wein zu trinken, man soll aber niemals Wein trinken, ohne zu essen. Vielfach noch heut unverändert sind die Zusammenstellungen von Wein mit Speisen, wie sie schon damals üblich waren. Man muß, um sicher zu gehen, stets Rücksicht auf gewisse wahlverwandtschaftliche Verhältnisse von Weinen zu bestimmten Speisen nehmen. Es giebt Speisen, welche entweder kein Getränk fordern oder nicht zulassen, andere, die es entschieden verlangen. Galen meint, daß zu Schweinefleisch guter alter Wein getrunken werden müsse, kalter Wildbraten soll Rheinwein oder Burgunder, Aal oder Wildschwein Madeira fordern. Kaviar widerspricht allen süßen Weinen, Austern und Champagner werden unzertrennlich gedacht. Suppen, mit Ausnahme der Schildkrötensuppe, schließen, nach damaliger Meinung, alles Trinken aus, während heutzutage auch feine Likörweine zur Suppe, respektive zum Hors d'oeuvre gereicht werden.

Zum Dessert gehören Tokayer, Malaga, Malvasier, spanische, französische und italienische Sette (d. h. Trockenbeerweine). Als eine Frage von entschiedener Wichtigkeit erscheint die, welchr Unsterbliche die Sterblichen gelehrt habe, Wasser unter den Wein zu mischen. Athenaeus sagt, daß Amphicityon, König von Athen, den Menschen diese Lehre gegeben, Casanbonus behauptet dies von Amphitryon, König von Theben. Die Gelehrten der alten Welt sind sich also nicht klar darüber. So viel aber erachtet man sicher, „daß denkende, wirklich echte Eßkünstler, solch ein mischen, verdünnen, entstellen und verderben der specifischen Kraft des Weines nicht fertig bringen und es für durchaus verfehlt halten."

Sehr drastisch ist die Vorschrift von Zobel, wie man trinken soll, wenn er sagt: „Trinke weder allzu langsam, noch zu geschwindt, sei ehrbar und sittsam, nicht wie die Säufer, die Wein oder Bier in sich gießen, siehe auch unter dem Trinken nicht viel umher, sondern in dein Glas oder Becher hinein. Trinke nicht, wenn du den Mund voll Brod oder anderer Speise hast, mache im Schlingen keinen Laut mit der Gurgel, daß man dir alle Schluck zählen kann, sondern warte lieber, bis du hinunter gegessen hast und das Getränke desto leichter durch die Gurgel laufen kann. Thue auch, nachdem du getrunken, keinen starken Seufzer, um Athem zu holen."

Man ist im Allgemeinen dem durchsichtigen Glase mehr hold, als dem Becher von Gold oder Metall. Wie viel die Farbe, sei es die des funkelnden Purpurs oder die des strahlenden flüssigen Goldes, zum Wohlgeschmack beiträgt, weiß jeder Weintrinker.

Aus diesem geht hervor, daß die Gläser, auch zu Weißwein, farblos sein sollen, trotzdem man letztere manchmal hell- und dunkelgrau, sowie gelblich schimmernd findet. Das sind natürlich unbestreitbare Modesachen. Die ersten Trinkgefäße der Urzeit waren sehr groß; konnte sich doch Herkules des Trinkgefäßes, welches Neptun ihm geschenkt hatte, als Fahrzeug auf dem Meere bedienen. Die alten Deutschen tranken bekanntlich aus dem Horn, später aus dem Stiefel, als man nämlich erst Stiefel kannte und die Pokale des Mittelalters sollen noch von unbequemer Größe gewesen sein. Es hat wirklich etwas Beängstigendes, wenn man einen solchen Riesenpokal ansetzt. Nun sollen die Weingläser nicht nur von entsprechender Größe, sondern auch von anmuthiger Form sein. Ein Henkelglas hat kaum je eine anmuthige Form, trotzdem das Seidel es zu großer Verbreitung gebracht hat.

Früher kreiste der Becher, das heißt er ging von einer Hand in die andere, von einem Mund zum anderen; die Sitte, daß jeder sein eigenes Glas oder — bei mehreren Weinsorten — seine eigenen Gläser hat, ist appetitlicher und hygienischer.

Vom Trinken zu den Trinkliedern ist nur ein kleiner Schritt. Rundgesang war seit alter Zeit beim Trinkgelage beliebt, ist es, wenn auch vereinzelt — noch heute